



Das Biest

Roman

A.F.Th. van
der Heijden

Suhrkamp

SV

A.F.Th. van der Heijden
Das Biest

Roman

Aus dem Niederländischen von
Helga van Beuningen

Suhrkamp

Die Originalausgabe: *De belleveeg*,
erschien 2013 bei De Bezige Bij, Amsterdam.

Erste Auflage 2016

© 2013 A. F. Th. van der Heijden

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2016.
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fern-
sehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages re-
produziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42555-8

Das Biest

Ich habe es satt, ich habe es satt, hier immer
für alles herhalten zu müssen, der Fußabtreter,
die stinkende Nonne zu sein, weder Kind noch
Kegel zu haben und nicht einmal einen Gott.
Ich habe ihn so satt, diesen Kochherd, der mir
als Altar gegeben wurde. Satt, satt, satt, Sklavin
und Hexe und stinkende Magd zu sein.

Frei nach Jean Genet, *Die Zofen*

Tientje Putz

Wann immer Tante Tiny ein Wohnzimmer betrat, selbst bei wildfremden Leuten, zog sie sofort ein knallgelbes Staubtuch aus ihrer Jackentasche, um damit unauffällig links und rechts über die Armlehnen zu wischen. Das ging so schnell, auch das Einstecken des Lappens, dass jeder Augenzeuge sich zu Recht fragen konnte, ob er es denn wirklich gesehen hatte – hätte nicht diese grellgelbe Flamme, die für einen Moment aus ihrer Hand gezüngelt war, auf jedermanns Netzhaut nachgeglüht.

Diese Angewohnheit trug ihr den Spitznamen Tientje Putz ein, den keiner in ihrer Hörweite laut auszusprechen wagte, denn so weich ihr Staubtuch, ihr Mopp und ihre Buntwäsche auch waren, so scharf konnte ihre Zunge ausholen.

Seit ihrer Heirat mit Koos Kassenaar kleidete Tante Tiny sich wie eine Dame, doch das hinderte sie nicht daran, unter ihrem Pelzmantel, über dem Kleid oder dem Deuxpièces eine kurze Dienstmädchenschürze zu tragen: Man konnte nie wissen, ob man nach dem Betreten einer fremden Wohnung nicht sofort in Aktion treten musste. Um die Reinlichkeit der meisten Hausfrauen war es bekanntlich miserabel bestellt. Das viel bspötelte Staubtuch konnte einem folglich auch unversehens unter einem offenen Mantel hervor entgegenflattern. Es war immer ein neues oder so gut wie neues, nie öf-

ter als zweimal »von Hand« gewaschen, damit es nicht einlief und das fast leuchtende Gelb (mit rotem Garn gesäumt) nicht verblasste. Sie bezog die Tücher im Dutzend von dem Buckligen, der in Breda allwöchentlich von Haus zu Haus ging, mit einem Karren voller Körbe und Bürsten und Wäscheklammern sowie all dem, was sonst noch von den Unglücklichen in De Koepel von Hand gefertigt wurde.

Ach, Tientje Putz, mit ihren Mucken und Marotten.

Sie hatte die Angewohnheit, sich von hinten anzuschleichen, gerade wenn man einen Liebesbrief an seine Herzallerliebste schrieb. Dann las sie über die Schulter mit, um danach die pikantesten Passagen mit ihrer ätzenden Stimme so laut herauszuschreien, dass man es bis in die Küche der Nachbarn verstand.

Tientje Putz, die teure Porträtfotos vor den Augen desjenigen zerriss, der sie aufgenommen und entwickelt hatte, weil sie sich darauf unvoreteilhaft vorkam, obwohl sie (auch auf den vernichteten Porträts) eine hübsche, fotogene Frau war. Sie riss und riss, bis die Schnipsel nicht mehr kleiner werden konnten, wobei sie sich vor Anstrengung fest auf die Zunge biss und gleichzeitig eine Art tierisches Heulen ausstieß.

Oder: Sie bekam Mundgeschwüre von den in jedem Haus verteilten Gratisproben einer Testzahnpaste aus durchsichtigem türkisfarbenem Gelee, hielt es aber für eine Verschwendung, die erst zur Hälfte aufgebrauchte Tube wegzuwerfen. Dann eben schwärendes Zahnfleisch, ein lepröser Gaumen und eine mit weißen Quaddeln belegte Zunge. Zur selben Zeit, während sie sich wegen ihres schmerzenden Mundes in Modegeschäften kaum verständlich machen konnte, kaufte

sie ganze Armvoll teurer Kleider, die sie als »funkelnagelneue Ableger« meiner Mutter, ihrer ältesten Schwester, vermachte – ohne sich damit groß aufzuspielen, was sie auch noch hervorhob: »Also, ich will mich ja nicht aufspielen ...« (Sie hatten mehr oder weniger dieselbe Kleidergröße.)

Oh, Tientje Putz, die so virtuos lügen konnte: dass sie schwanger sei oder unfruchtbar oder vorübergehend infertil, je nachdem, was die Situation verlangte.

Als Onkel Hasje in Neuguinea diente, erzählte sie mir spannende Geschichten über die Papuas. Es war Ostern. Ich durfte morgens zu ihr ins Bett, sofern ich mein großes Schokoladenei mitbrachte. Bei jedem Cliffhanger in ihrer Geschichte forderte sie als nicht rückzahlbaren Vorschuss ein Stück davon, sonst könnte ich mir die Fortsetzung abschminken. Am Ende der Osterferien war nichts mehr von dem Schokoladenei übrig, und ich wusste immer noch nicht, wie es mit Onkel Hasje enden würde, während die giftigen Pfeile aus den Blasrohren regungslos in der Luft hingen. Das alles und noch viel mehr war Tientje Putz.

Später, nach ihrer Heirat, kam sie jeden Samstag aus Breda nach Eindhoven, um ihre mittlerweile betagten Eltern zu drangsalieren, und nachdem sie diese ins Grab getriezt hatte, war meine Mutter an der Reihe. Erst wenige Jahre vor Tientjes Tod habe ich entdeckt, wodurch sie diesen so durch und durch vergifteten, miesen Charakter entwickelt hatte und was sie ein Leben lang umtrieb.

Kapitel I

I

Das Problem bei Tante Tiny war, dass sie keinen Verehrer an sich binden konnte. An ihrem Äußeren lag es nicht. Sie war ein schönes Mädchen, die Hübscheste von fünf Geschwistern, obwohl ihre älteste Schwester, meine Mutter, ebenfalls als Schönheit galt (bis sie noch vor ihrem Dreißigsten aus Sorge und Krankheit zu welken begann).

Es heißt, ich hätte Tiny mit vier Jahren, als sie sechzehn war, »entdeckt« und sei immer häufiger wie eine kleine Ente hinter ihr hergewatschelt. Zunächst bestand sie vor allem aus einer Duftwolke: Make-up, Shampoo und noch etwas Besonderes, das nur zu ihr gehörte. Dann füllte sich diese immaterielle Erscheinung allmählich mit einem Wust dunkelbrauner welliger Haare, einer schmalen Taille über wiegenden (um nicht zu sagen: hin- und herschaukelnden) Hüften sowie Beinen, über die die schnurgeraden Nähte ihrer Nylonstrümpfe liefen, angefangen bei den Absätzen und dann schwindelerregend in die Höhe bis unter den Saum eines engen Rocks.

Nur ihre Stimme ... die klang nicht immer angenehm. Manchmal, wenn sie mir schmeichelte oder eine ulkige Geschichte erzählte, dann schon ... dann war es, als käme der Wohlgeruch, den ich so liebte, aus ihrem Mund, als dufteten ihre Komplimente nach Veilchen. Weit häufiger benutzte sie diese Stimme jedoch, um an

allem und jedem herumzumäkeln: an ihren Eltern, ihren Geschwistern, den Kollegen, im Grunde der ganzen Welt samt allem Drum und Dran. Nichts und niemand taugte etwas.

Tante Tiny und ich waren im selben Haus geboren: Lynxstraat 83, im Tivoli-Viertel, das sich an den Eindhovener Stadtteil Stratum schmiegte, verwaltungsmäßig aber zum acht Kilometer entfernten Geldrop gehörte. Nach meiner Geburt wohnten meine Eltern mit mir und später auch meiner kleinen Schwester noch ein paar Jahre bei meinem Opa und meiner Oma zur Untermiete, doch um die Zeit, als ich Interesse an meiner jungen Tante zu zeigen begann, war unsere Familie bereits umgezogen – ins *richtige* Geldrop. Ich sehnte mich nach meinem Geburtshaus zurück, in dem ich, von meinem Vater gebracht und wieder abgeholt, oft die Wochenenden verbrachte und, nachdem ich in die Schule gekommen war, auch Teile der Ferien.

Meine Großeltern stammten aus Den Bosch. Sie waren in den dreißiger Jahren in das kleine Arbeiterparadies Tivoli gezogen. Offiziell, weil mein Opa Arbeit bei Philips bekommen konnte, als Glasbläser, doch nach den gefauchten Auskünften von Tiny steckte mehr dahinter.

»Was machst du, Albert, wenn dir der Boden zu heiß wird unter den Füßen? Genau, so ist es ... dann stellst du dich ein Stück weiter weg. So wurde deinem Opa und deiner Oma in Den Bosch der Boden unter den Füßen zu heiß. Meistens bekommt man Blasen vom Laufen, sie aber liefen vor den Blasen davon. Verstehst du?«

Ich wusste als Fünf-, Sechsjähriger nicht so genau, was ich mir darunter vorzustellen hatte. Eine Art Feuer-

tanz vielleicht, von dem ich in einem Buch Bilder gesehen hatte.

2

Seitdem es nicht mehr nötig ist, mich als reicher oder adliger auszugeben, als ich meiner Herkunft nach bin, erzähle ich immer ehrlich, dass meine Eltern sich als Fabrikkinder in der Schuhfabrik Lata in Best kennengelernt haben. Mit der Geschichte, wie sie über den Bottichen mit warmer Schuhwichse high wurden und sich nach einem halben Liter Milch draußen im Gras wieder ausnüchtern durften, kann ich bei niemandem mehr landen. Sie ist zu bekannt. Obwohl es noch immer Ungläubige gibt, die denken, ich hätte mir das Detail mit den Schuhwichsdosen, die gefroren und nicht mehr zu gebrauchen von der Ostfront nach Best zurückgeschickt wurden, ausgedacht oder zumindest übertrieben. Ich belasse es einfach dabei.

Von ihrem sechzehnten Lebensjahr an, Mitte der fünfziger Jahre, arbeitete Tante Tiny ebenfalls bei Lata. Sie klebte Sohlen unter die Schuhe – mit einem Leim, der einen im Übrigen auch ganz schön high machen konnte, wie ich später von ihr erfuhr. Ohne dass es zum Ausgleich einen halben Liter entgiftende Milch gab. Sie hatte ihren Wochenlohn komplett zu Hause abzugeben, wofür sie dann wiederum einen festen Betrag erhielt, ein karg bemessenes Kleidergeld inbegriffen. Meine Mutter entdeckte eines Tages in ihrem Elternhaus, dass eine Schublade der Anrichte bis obenhin mit Tinys Lohntüten gefüllt war – noch zugeklebt, denn man musste

immer auf schlechte Zeiten gefasst sein. Ihr finanzieller Beitrag bedeutete nicht, dass sie sich nach der Arbeit auf die faule Haut hätte legen können: Der Haushalt war auch noch zu erledigen.

Im Nachhinein ist mir klar, dass Tiny in jenen Jahren bereits vollauf damit beschäftigt war, die formvollendete Karikatur eines sich sklavisches im Haushalt abrackernenden Wesens vorzuführen, und zwar damit »den Alten« ein Licht aufging – oder um zu zeigen, dass es ihnen vielmehr an Licht *mangelte*, das ihnen hätte aufgehen können. So schleppte sie immer öfter Taschen voller Schuhe von Lata mit nach Hause, um ihnen mit Hilfe des Schraubstocks ihres Vaters eine Sohle unterzukleben. Wenn ich wieder mal zu Besuch in der Lynxstraat war, durfte ich »senkeln«: in die fertigen Schuhe Schnürbänder einziehen. Möglicherweise bekam ich fünf oder zehn Cent dafür, aber dieses Senkeln wurde doch in erster Linie als Überstundenarbeit für Tiny abgerechnet und diente der Erweiterung ihrer Garderobe. Sie hatte schon damals regelmäßig »nichts anzuziehen«, und von Zeit zu Zeit musste sie doch auch mal tanzen gehen, sonst käme sie nie zu einer guten Partie, um dem elterlichen Horrorhaus zu entfliehen.

Den Streitereien zwischen Tiny und meinen Großeltern entnahm ich etwas über die Hausregeln, die für sie etwas strenger zu sein schienen als für die anderen Kinder. Normal war: nach dem einundzwanzigsten Geburtstag auf eigenen Füßen stehen, es sei denn, man heiratete mit achtzehn (oder etwas später), dann durfte man gleich aus dem Haus. Für Tiny galt: Heirat nicht vor dem zwanzigsten Geburtstag, also frühestens als Zwanzigjährige und fest unter der Haube aus dem Haus.

Tiny wurde siebzehn. Noch eine ganze Ewigkeit, bevor sie das Haus in der beklemmenden Lynxstraat mit seinen dunklen, feuchten Räumen verlassen konnte, in das wegen der zu kleinen Fenster kaum Sonne fiel. Am schlimmsten waren Vater und Mutter selbst. Ich liebte meinen Opa und meine Oma natürlich, weniger selbstverständlich war hingegen die Liebe der siebzehnjährigen Schönheit, die flügge werden wollte, zu ihren Eltern. Wenn sie gegen das strengere Regime protestierte, das nur für sie galt, erinnerten (auch in meiner Anwesenheit) meine Großeltern sie an »etwas«, das in der Vergangenheit passiert war – möglicherweise irgendein Fehltritt Tinsys aus der Zeit, als ich noch im Laufstall stand.

»Darüber müssen wir doch wohl nicht schon wieder sprechen, oder?«, sagte Oma dann.

»Wie – *wieder* sprechen«, fauchte Tiny. »Wir haben nie anständig darüber geredet, Mensch.«

»Wie wolltest du denn anständig über was Unanständiges reden?«, schaltete sich Opa ein. »Ein andermal. Jetzt sind Kinder dabei.«

Abgesehen von der doofen Mehrzahl fühlte ich mich schuldig, weil meine Anwesenheit offenbar ein Hindernis dafür war, dass Tante Tiny etwas sehr Wichtiges mit ihren Eltern ausdiskutieren konnte. Als ich einmal nicht im Zimmer war, aber trotzdem (auf dem Flur) hören konnte, was gesprochen wurde, ertönte aus Opas Mund: »Was du angestellt hast, Tientje, ist so entsetzlich ... ich finde noch immer keine Worte dafür.«

»Das ist euer Problem«, schrie Tiny, »dass ihr keine Worte dafür habt. Mit euch kann man nicht reden. Eines Tages schreie ich es laut heraus. Ich *habe* nämlich Worte dafür.«

»Dann würdest du aber niemand finden, der zu dir hält.«

Wenn ihre Eltern ihr nicht erlaubten, auszugehen: »Dir ist alles zuzutrauen, Menschenskind. Hat sich ja gezeigt. *Du* bleibst schön zu Hause, hörst du.«

Und wenn ich bei Tante Tiny in der Küche war: »Du erzählst dem Kind doch wohl nichts Falsches, oder? Pass bloß auf! Du bringst es fertig, den Kleinen für den Rest seines Lebens zu verderben.«

Ich hörte das so oft, dass ich immer neugieriger wurde und es mir gar nicht so schlimm vorkam, für den Rest meines Lebens versaut zu sein. Ein verdorbenes Kind, aber immerhin mit einem phantastischen Geheimnis, mit dem es seinerseits das Leben anderer vermässeln könnte, falls es Lust dazu hatte.

Was Tiny mir verriet (nicht in der Küche, sondern als ich eines Morgens zu ihr ins Bett kroch), war, dass sie entgegen den Anweisungen ihrer Eltern möglichst schnell nach ihrem achtzehnten Geburtstag heiraten wollte, und zwar um jeden Preis.

»Vom Gesetz her können sie mir dann nix mehr anhaben.«

Es musste nur noch ein passender Verehrer gefunden werden, der es nicht für nötig hielt, allzu lange mit der Hochzeit zu warten. Da genau aber lag der Haken, entnahm ich einem Gespräch zwischen Tiny und einer Freundin von ihr, Gerda Dorgelo.

»Sie lassen dich jedes Mal wieder fallen wie eine heiße Kartoffel«, sagte Gerda.

»Von wegen, ich lasse *sie* fallen wie eine heiße Kartoffel«, sagte Tiny.

»Das genau ist das Problem«, sagte Gerda. »Du ser-

vierst sie ab. Reihenweise. Und zwar bevor es richtig schön wird. Du denkst, die kommen bestimmt zurück, aber Pustekuchen. Sie haben Angst vor dir.«

»Angst, warum?«

»Du schlägst sie.«

»Aus Spaß. Wenn sie *das* noch nicht mal verkraften.«

»Viel zu hart. Schon nicht mehr schön, Tineke. Du müsstest mal dein Gesicht sehen, wenn du zupackst. Fester geht es nicht mehr. Diese hinterhältige Zungenspitze zwischen den Zähnen ...!«

»Na gut, Gerda, wenn du meinst ... ich werde keinen Typen mehr malträtieren. Ehrenwort. Aber ein kleiner Klaps dann und wann, das gehört doch einfach dazu, oder? Das machst du doch auch beim Schiele-Wil?«

»Am schlimmsten ist, als was du sie behandelst. Wie den letzten Dreck. Du müsstest dich mal hören, Tientje. Durch und durch gemein. Wie du sie beleidigst, wie locker dir das über die Lippen geht. Für so jemanden bist du hinterher auch nur noch ein Haufen Scheiße, verlass dich drauf.«

3

Obwohl sie sich lieber die Zunge abgebissen hätte, als Gerda recht zu geben, merkte ich an Kleinigkeiten, dass Tiny sich zu bessern versuchte. Davon hing viel ab.

»Ich will keine alte Jungfer werden«, war der für mich rätselhafte Satz, den sie, an niemanden speziell gerichtet, wiederholt aussprach. Wenn sie dann merkte, dass ich der einzige Zuhörer war, sagte sie: »So ist es doch, Albertje. Ich will nicht alt und sauer werden in diesem